

Karl-Joachim Hölkeskamp, Julia Hoffmann-Salz, Katharina Kostopoulos und Simon Lentzsch (Herausgeber), **Die Grenzen des Prinzips. Die Infragestellung von Werten durch Regelverstöße in antiken Gesellschaften.** Verlag Franz Steiner, Stuttgart 2019. 240 Seiten.

In Zeiten, in denen überkommene Konventionen und Normen täglich verletzt oder ignoriert werden beziehungsweise deren Relevanz gleich samt und sonders in Frage gestellt wird, steht es auch der Altertumswissenschaft gut zu Gesicht, sich mit Fragen nach der Bedeutung von Prinzipien und Werten zu beschäftigen. Es mag daher nicht nur Zufall sein, dass die diesem Sammelband zugrunde liegende Tagung bereits im Januar 2016 stattfand, mithin also kurz vor der heißen Phase des US-amerikanischen Wahlkampfes, dessen Beiseiteschieben lange bestehender Werte nun in der eklatant normverletzenden momentanen US-Präsidentschaft gipfeln. Mit der Erwähnung dieser Parallelität soll nicht gesagt sein, dass es den Veranstalter der Tagung genau hierum ging; es zeigt sich aber immer mehr, wie relevant, ja tagesaktuell das gewählte Thema ist.

Die Struktur des Bandes lässt sich am ehesten als eine Abfolge von Case Studies beschreiben, die sich, in einer Form oder der anderen, mit unterschiedlichen Werten, Normen und Prinzipien antiker Gesellschaften befassen, ohne dass diese Begriffe immer genau definiert oder problematisiert werden. Ein einzelner kurzer Beitrag von Karl-Joachim Hölkeskamp bietet weiterführende Überlegungen theoretischer Art, verweist auf die grundlegende und theoretisch wohlfundierte Arbeit von Christoph Lundgreen zu diesem Thema (Regelkonflikte in der römischen Republik. Geltung und Gewichtung von Normen in politischen Entscheidungsprozessen [Stuttgart 2011]) und präsentiert dem Leser eine sinnvolle und nützliche Typologie der unterschiedlichen Begriffe (»Prinzip – Regel – Norm – Wert«) – die aber von den übrigen Beiträgen nicht immer berücksichtigt wird. Diese sind ausgesprochen vielfältig: Es geht um familiäre Strukturen (Daubner), genderbezogene Handlungshorizonte (Osborne), religiöse Tabus (Kleu), aristokratische Selbstinszenierung (Timmer); vor

allem geht es aber um politische Normen, auch wenn dies nie explizit eingeräumt wird (Seelentag, Schmitz, Kostopoulos, Rohde, van Ross, Pina Polo, Walter, Lentzsch, Hoffmann-Salz).

Der Band lässt sich grob in zwei geographisch-chronologische Sektionen gliedern, die dem theoretischen Beitrag von Hölkeskamp folgen. Die erste Sektion zur griechischen Klassik und (weniger) zur hellenistischen Zeit enthält insgesamt sieben Beiträge.

Gunnar Seelentag skizziert die Entwicklung und Institutionalisierung von Mechanismen zur Konfliktregulierung in archaischer Zeit und verwebt die Sozialgeschichte früher griechischer Gemeinschaften und soziologische Herangehensweise (insbesondere inspiriert durch Georg Simmels Konkurrenzbegriff) und Spieltheorie.

Robin Osborne weist auf die Spannungen zwischen den an Frauen herangetragenem Erwartungshaltungen im alltäglichen sozio-politischen und religiösen Bereich hin, indem er die hervorgehobene Stellung antiker Frauen bei bestimmten Kulturhandlungen untersucht. Die von diesen erwarteten kultischen Handlungen und rituellen Praktiken »questioned values by encouraging the breaking of normal rules« (S. 48) und standen somit in Opposition zu den sonst vor allem im politischen Leben geltenden Normen.

Winfried Schmitz beschäftigt sich in seinem Beitrag mit Euripides' Andromache, die er als eine Spiegelung tagesaktueller »Diskussionen um das erweiterte perikleische Bürgerrechtsgesetz und damit die Öffnung des privilegierten Status von athenischen Bürgern auf weitere Kreise« sieht (S. 73). Für Schmitz kreist die Tragödie als Gattung »um die tragischen Bruchstellen der Gesellschaft und hegen eine Eskalation in der Diskussion um Normen, Konventionen und Prinzipien« ein (S. 77), sie dient also als Aushandlungsort von Normenkonflikten.

Als Ergebnis ihres Beitrags zu athenischen Ehrenstatuen und Denkmälern hält Katharina Kostopoulos fest, dass solche Monumente ebenfalls zum Objekt einer Debatte um Normen und Regeln werden können, wenn etwa die Adressaten der Ehre oder auch die Form der Ehrung beziehungsweise deren Ort umstritten sind.

Dorothea Rohde zeigt, wie vage formulierte Erwartungen – in diesem Fall an athenische Gesandte – zu Enttäuschung führen konnten und wie kontingent die Bewertung der Aktionen solcher Gesandten waren: Die »zugrundeliegenden Normen [mussten] situativ durch die Staatsräson ausgefüllt werden« (S. 104) und waren dementsprechend nicht klar definiert.

Michael Kleu macht sich Gedanken über die Nichtbestattung der makedonischen Gefallenen der Schlacht bei Kynoskephalai durch Philipp V., die er sicher richtig als Normverletzung charakterisiert. Er postuliert für den hellenistischen König aber eine »Devianztoleranz«, sofern er sich bereits als kriegstüchtig erwiesen habe und auch sonst den Erwartungen an den Herrscher entsprach (S. 119 f.).

Anhand der buthrotischen Inschriften zeigt Frank Daubner, dass es auf der Ebene der epirischen Familienverbände »keine für alle geltenden Regeln [gab], die Eheschließungen, Familienbesitz und Familienstruktur betroffen hätten« (S. 139); vielmehr seien individuelle Sippennormen gegenseitig anerkannt worden.

Wenn in der griechisch-hellenistischen Sektion ein recht hoher Grad an Heterogenität der Beiträge spürbar ist, so gilt das weniger für die Sektion zur römischen Welt, die – von einer Ausnahme (Hoffmann-Salz) abgesehen – durchwegs republikanische Normen zum Thema hat und sich in ihrer Gesamtheit durch eine größere Kohärenz auszeichnet.

Andrew van Ross dreht die häufig beobachtete »enge normative Rahmung des sozialen und politischen Lebens in der res publica« (S. 156) auf den Kopf und nähert sich ihr durch die Augen des Harardeurs an: Gerade, weil es ein recht enges Korsett an Normen und Erwartungen gab, bot sich dem risikobereiten Politiker die Möglichkeit, durch bewusste Normverletzung Aufmerksamkeit zu erlangen. Anhand ausgewählter Beispiele macht er die potentiellen Vorteile solcher Handlungsweisen bereits für die mittlere Republik deutlich; in der späteren Republik sind sie offenkundig.

Ebenso die Perspektive wechselnd geht Francisco Pina Polo vor, der aufzeigt, wie verhältnismäßig schnell und überraschend häufig in der Geschichte der politischen Verfasstheit der Res publica aus Normbruch *Mos maiorum* wurde. Er attestiert der Republik ein gewisses Maß an ideologischer Flexibilität und macht im Senat – wo sonst? – den hauptsächlichen Schiedsrichter aus: Durch dessen Plazet konnte aus dem Unerhörten Tradition werden (bes. S. 176).

Uwe Walters nach eigener Aussage »thesen- und skizzenhafter« Beitrag (S. 179 A1) widmet sich den in der späten Republik häufiger werdenden Gewalterruptionen. Auch er postuliert eine

recht hohe Risikobereitschaft des politischen Personals, die in seine Überlegung einfließt. Besonders geht es ihm aber um die diskursive Verhandlung politischer Gewalt, die keinesfalls immer als Normtransgression gesehen wurde und auch (oder gerade deswegen?) nicht dazu geführt habe, dass grundsätzliche Normen politischer Tätigkeit sich veränderten. Die zunehmende Gewaltanwendung habe allerdings ironischerweise just in dem Moment normtransformativ gewirkt, als Pompejus im Jahr 52 als Consul sine collega ihr Einhalt gebot – und damit ein erster Schatten des augusteischen Prinzipats sichtbar wurde.

Simon Lentzschs Thema sind die unterschiedlichen an römische Feldherren herangetragenen Erwartungen, die sich im Spannungsfeld von persönlicher Tapferkeit und strategischer Übersicht bewegten (exemplarisch an Marcus Claudius Marcellus und Publius Cornelius Scipio Africanus aufgezeigt). Er kann einen sich langsam vollziehenden Wandel plausibel machen, in dessen Verlauf die kriegerische Virtus von der kühlen Ratio des Taktikers als Primärtugend abgelöst wurde.

Jan Timmer widmet seinen Beitrag einer spezifischen Szene in Cäsars Gallischem Krieg (Gall. 5, 31) und zeigt, wie der Autor mit stilistischen Mitteln den Kriegsrat im Winterlager von Aduatua inszeniert. Kreativ und überzeugend ist seine These, dass Cäsar anhand des Verhaltens des Legaten Quintus Titurius Sabinus, dem er die Schuld am Untergang von anderthalb Legionen zuweist, subtil das senatorische Konsensprinzip angreift – welches er selbst im Januar 49 zertrümmerte – indem er zeigt, dass Nachgeben zur Konsensherstellung katastrophale Folgen zeitigen kann (S. 215–223).

Julia Hoffmann-Salz interpretiert die Darstellung des Selbstmords der Gesandten Gadaras an Augustus im Werk des Josephus als literarische Strategie, um König Herodes als Tyrannen zu zeichnen. Der Selbstmord erfolgte laut Josephus aus Angst, Herodes ausgeliefert zu werden und damit Folterqualen erleiden zu müssen.

Was sich bei der Lektüre des Bandes bisweilen schmerzlich bemerkbar macht, ist das Fehlen einer übergreifenden Fragestellung, die über den Wunsch hinausgeht, sich mit »Prinzip – Regel – Norm – Wert« (so der Titel eines Beitrags) zu beschäftigen. Die Einleitung der Herausgeber beschränkt sich zum großen Teil auf das Zusammenfassen der Beiträge und begnügt sich mit einem einzelnen wirklich »einleitenden« Abschnitt, der über die Intention informiert: Ein »möglichst breite[r] Einblick in die Thematik« soll geboten werden, um dergestalt »Brüche und Kontinuitäten der Epochen und Regionen sichtbar werden« zu lassen. Es sollen »Regelbrüche und Normenkonflikte in unterschiedlichen Bereichen antiker

Gesellschaften« untersucht und es soll ergründet werden, inwiefern Normenkonflikte »eine Transformation bislang bestehender Werte und geltender Prinzipien oder eher deren Affirmation« zeitigen (S. 9). Das geht an, und vor allem der letztere Punkt bietet, wie die Beiträge von Pina Polo und Walter zeigen, großes Potential.

Der anschließende Versuch, auf knapp zwei-einhalb Seiten (S. 14–16) eine Synthese des Bandes herauszuarbeiten, ist aber leider nicht ganz erfolgreich, denn auch hier ist es mehr ein Resümee: Regelbrüche konnten im »Familienverband und im größeren gesellschaftlichen Rahmen der Polisgemeinschaft auch und insbesondere in der griechischen Polis beziehungsweise in Rom als politischem Verband festgestellt werden« (S. 14). Dabei kam es zu »zufälliger Devianz«, aber auch zu »bewussten Verstößen«, und es war »an der Gemeinschaft und ihren Institutionen [...], solche bewussten Verstöße zu akzeptieren oder zu ahnden« (ebd.). Auf dieser diskursiven Ebene geht es noch etwas weiter, bis zu folgender Feststellung: »Insgesamt hat sich damit gezeigt, dass antike Gesellschaften permanent ein Infragestellen ihrer Werte durch Regelverstöße erlebten, auf das sie anlassbezogen mit Akzeptanz oder Widerstand reagierten. Prinzip, Regel, Norm und Wert waren daher offenbar deutlich einer dynamischen und prozesshaften gesellschaftspolitischen Aushandlung unterworfen« (S. 16). Das ist, mit Verlaub, zu platt, denn beide Feststellungen sind so vage formuliert, dass sie gewiss auf jede historische oder aktuelle Gesellschaft zutreffen könnten. Natürlich bleiben von Menschen und Gesellschaften diskursiv ausgehandelte Konzepte wie »Werte« (nach Hölkeskamp, S. 21, »so etwas wie ›Sinnkonzept‹) verhandelbar und dynamisch. Interessant wäre dagegen zum Beispiel ein stärkerer Fokus auf die Frage gewesen, unter welchen Umständen solche Verhandlungen stattfanden und durch welche gesellschaftlichen, religiösen, politischen Prozesse sie bedingt wurden.

Der Sammelband öffnet Türen für eine neue Sichtweise und ist weit davon entfernt, eine vertane Chance zu sein. Die Beiträge sind stimulierend und weiterführend, bieten zum Teil eine neue Perspektive auf längst bekannte Zusammenhänge und lesen sich mit viel Gewinn (besonders die Kapitel von Seelentag, van Ross und Pina Polo). Aber der Tagungsbandcharakter der Publikation ist ebenso deutlich wahrnehmbar wie sein explorativer Charakter: Dem Leser bietet sich ein Kaleidoskop an Fragestellungen und Zugängen, die so individuell wie die gewählten Themen sind. Daran ist gewiss nichts Schlechtes. Aber etwas mehr darf man sich wünschen.